

Der „breitdruckte“ Krisel.

Von Peter Hofegger.

Der Krisel war seines Zeichens ein Schuster, der seinen Beruf zwar sehr ernst nahm, und der doch überall, wohin er kam, Lachen erregte. Freilich kam er über den Kreis roher und törichter Leute selten hinaus. Der Krisel hatte nämlich eine etwas verunglückte Gesichtsbildung. Das Gesicht schen in sich zusammengeknüllt zu sein, so unangenehm, wie es ein nichtsmüthiger Hofpfeifer zu seinen Pflichten, der statt eines verzerrten, hässlichen, langen Gesichtes fast im Hundsdreieck ein breites, kurzes, grimassiges zeigt. Die Augen waren zusammengeknüllt, und die Nase wurde von Stirn und Mund so in die Enge getrieben, daß sie, anstatt lebhaft niederwärts, sich wie ein vorwärtiges Zippeln in die Luft hin-ausstrecken mußte. Um was die Nase zu kurz, schien der Mund zu breit, und zwischen beiden war nur für ein ganz schmales, dünnes Schnurrbartlein Raum. Die Stirn und der Kiefer waren so flach, fast wachsig, daß es den Eindruck machte, als würde das Gesicht eben von diesen beiden flachen Wänden so platt gedrückt. Natürlich machten die Züge des Krisels sich lustig über diesen Anblick und behaupteten, bei seiner Geburt habe Frau Meier sich unversehens auf seinen Kopf gesetzt, wodurch das Unglück geschehen sei. Der Junge stand solchen Späßen hilflos gegenüber oder vielmehr, er stand über den Gemeinheiten, denn er lächelte gutmüthig, wenn ihm jemand sein „breitdrucktes“ Gesicht ins Gesicht warf. Allmählich begann er sich auf dieses Gesicht nahezu etwas einzubilden, denn es machte ihn auf-fälliger. Während andere feinesgleichen beobachtet blieben, übten die Bur-schen an ihm ihren Witz, und weil er sich alles gelassen ließ, so liebten sie ihn bei ihren Spielen und jugend-lichen Unternehmungen mancher Art gern mitzunehmen, ja nützten ihn aus, und wo „Kräusen“ aus dem Feuer zu holen waren“, da schoben sie den Krisel voran; dafür durfte er aber auch mittrinken im Wirtshaus, und der Spott wurde durch manche kleine Gutmütigkeit, die sie ihm erwiesen, weggemacht. Allein durch diese beson-derere Behandlung, die er erfuhr, bil-de sich allmählich auch die beschei-dene Seele so aus, daß sie anders war als die anderer, man mußte nur nicht recht, ob besser, ob schlechter.

Wenn der Krisel ein paar Schluck Wein getrunken hatte, da wurde er allemal weidmüthig, redete davon, und es doch für ein armes Häscherl sei, ganz verlassen auf der Welt. Sein Vater sei in Böhmen mitsonst den Stiefeln ins Bett gestiegen, seine Mutter habe er ausgetrunken, und der Schatz, den er liebe, möge ihn nicht, „wegen dem breitdruckten Gesicht“. Solches war so zu verstehen, daß sein Vater bei der bösnischen Diskussion stehenden Fußes erschossen und dann mitsonst dem Gewand in die Grube geworfen worden war; daß er als Säugling seiner hieder-lichen Mutter so lange Milch und Hergiblut aus dem Leib gezogen habe, bis sie eines Tages verstarb, und endlich, daß sie seine Schwideldochter Andra anstatt des armen unan-sehlichen Schusters den Dreihahn mit seinem stattlichen Hof zum Bräutigam erwählt hatte. Solange andere Bur-schen um die Andra sich bemüht, war er unter ihnen und nahm den Wettkampf, wie es schien, mit Erfolg auf. Als das Dürndl sich aber zum reichen Bauern schlug, ver-ließ ihn der Mut. Er schrieb ihr ein Brieflein, er wüßte nichts, als daß sie es beim Dreihahn recht gut haben möchte, nur den Zingerring hätte er gern zurück, der sei ein Andenken von seiner Mutter. Denn er war schon so weit gekommen, daß er eines Abends am Gartensaum ihr den Ring angeheft. Sie hatte dabei den Finger hübsch gerade gehalten und es gebildet, als er den Gliedknorpel mit Speichel betrich, damit das Ringlein leichter dran konnte. Er war im ganzen ja ein netter Junge, und der großen Einsicht und Blü-theit, die sich manchmal an ihm zeig-te, stand eine größere Gutmüthigkeit zur Seite. Diese Gutmüthigkeit war bei ihm ganz Natur, denn er hatte eigentlich gar keine Erziehung ge- nossen, und wenn er aufwuchs wie das Tier, so war dieses Tier, kein Bär, sondern ein Lamm.

Die Andra war mit dem Dreihahn schon das erste Mal von der Kugel aufgeboten, als sie den Ring des Schusterburschen, immer noch an ihrem Finger trug. Der Dreihahn wollte ihn mit demselben Griff herab-ziehen, da schrie sie „auweh!“, und sie wollte nur warten, bis der Knorpel abgelassen sei, dann werde sie ihn schon selbst vom Finger tun. Der „Knorpel“ wurde aber eher dicker als dünner, und es schien schon, sie würde sich den Ring müssen „herab-fellen“ lassen, als sich etwas ganz Selbstames ereignete, das die Ge-sichtsbildung in einen unvorhergesehenen Lauf und den Krisel in ein anderes brachte.

Der Dreihahn hatte den Schuster Krisel zu sich bedungen, daß er ihm die Bräutigamsstiefel mache. Es mochte das fester sein für einen Schuster, seinem sieghaften Nebenbuhler die Hochzeitsstiefel zu nageln, und es mag das mehr als einem Schuster schon passirt sein. Aber dagegen läßt sich nichts tun, als etwa ein paar Nagelspitzen durchstoßen zu lassen, die in die Ferse oder in die Zehnhöhle stechen. Dem Krisel fiel das richtig ein, doch er tat es nicht. Wenn ihn der Nagel sticht oder der Schuh drückt, so dachte der Junge, dann wird er grob, der Dreihahn ist ein wüthiger Mensch, und die Andra muß es büßen.

Er mochte also im Dreihahnhof geduldsam und geduldig seine Arbeit machen. Nachdem die Bräutigamsstiefel fertig waren, sollte der Schuster auch noch die alten Schuhe des Gefindes flicken, was bei solchen Reparaturarbeiten stets mit unterläuft. Die Flickarbeiten wurden aus noch älterem Schuhwerk genommen, das in irgendeinem Winkel des Hauses aufbewahrt ist und etwa noch brauchbare Sohlen- und Leberlebertheile an sich hat. So führte der Dreihahn den Krisel auf den Dachboden, um solches Schuhwerk zu suchen. Da sah nun der Schuster mit Freude und Behmut einen Teil des Reichthums, in den die Andra sich hineingesetzt konnte. In den Dachkammern, durch die sie schritten, sah er eine Fülle auf-geschickelter Lebens- und Wirtschaftsmittel aller Art. Da gab es Glaskal-len, Weinwandtruben und Fässer mit gedörrten Jwetzen. So viel nur von dem, was dem Krisel im Gesicht blieb, vieles andere sah er nicht in den halb-dunklen Bodenkam-mern, denn der Bauer schritt rasch voran und riet dem Schuster nur, sich an den Stübeln nicht zu stoßen, die unter den Strohballen standen, und hinter denen der Haufen von alten Schuhen lag, die zu durchstö-bern sie eben heraufgestiegen. Diese Schuhe waren grau wie Wäse, zu-sammengedort und so hart wie Horn. Sie hatten keine Riemen mehr in den Löchern, die Sohlen klappten vom Leberleber los, und dieses war teils so verschimmelt, daß der Schu-ster das alte Zeug mit dem Fuß beiseite stieß und sagte, davon wäre nichts zu brauchen.

In Wahrheit dachte er jetzt über-haupt nicht an Schuhe, sondern an die kostbaren und guten Dinge, die ihn auf diesem Dachboden umgaben, und die seine verdammte Andra mit dem profigen Bauer genießen sollte. Geräucherter Schweinschlagel hatte der Schuster schon lange nicht ge-essen, auch der Praturvie mit Zauerkraut erinnerte er sich nur dunkel, trotzdem ließ ihm das Wasser schon im Mund zusammen. Doch da-von konnte keine Rede sein. Näher lagen schon die lippigen gelben Birnen, von denen der Schuster überlaut behauptete, sie müßten schon mehr als reif sein. Der Dreihahn nahm mit zwei Fingern eine am Stengel, hob sie hoch in die Luft, drehte sie um, guckte sie an, sagte: „Die werden noch alle Tage besser“ und legte sie wieder zu den andern in den Korb. Der Krisel wickelte sich mit der rückwärtigen Handseite den Mund ab und dachte, so wird er warten, bis sie ganz gut sind, und dann wird er mir von den Kaiserbirnen etwelche zum Koffen geben.

Er arbeitete noch drei Tage im Hof, aber es kam weder eine der schönen Birnen zum Vorschein, noch eine Praturvie, noch ein Schweins-schlagel, noch sonst etwas von jenen Vorräten. Es gab immer nur die ge-wöhnliche Schottensuppe, die Weh-noden und die gesäuerten Röhren mit Eimbrenne. Abends, wenn er in der halben Dämmerung ums Haus herumstrich und auf den jenseitigen Berggang hinüberblickte, glühten dort im Abendlicht zwischen den dunklen Fichten die Ahorne, es war ein Geld zum Hineinbeißen, es war genau das gefällige, süße Geld der Kaiserbirnen auf dem Dachboden. Diese Birnen hatten es dem Krisel angetan und die Andra nachgerade verdrängt aus seinem Herzen. Sie besetzten das hilflose, zuckende Ding umgung, so daß man sagen könnte, jeder Herzschlag poche an eine Kaiserbirne. Und am Samstagabend, als er seine achtstellige Zeugtrube und das klappernde Leistenbindel über der Achsel seiner Bergbüttel zugs, dachte er an die Kaiserbirnen, und als er zum Abendbrot die beim Herbeuerthen mühsam gebratenen Erdäpfel aß, dachte er an die schö-nen Birnen, aber statt ihres Honig-saftes hatte er im Mund nichts als den mehligten Erdäpfel mit halber-brannten Krusten. Sein Lieblingstee kam ungezweigt schlafen, als es der Krisel tat in der selbigen Nacht. Da, er tat es wirklich den Verliebten nach, stand auf, zog sich an, steck-te sich Kerze und Feuerzeug in den Saum und schlich durch den Wald im-über die Felder hin, dem Dreihahn-hof zu. Am Vortag hatte er an der Hinterwand des Hauses eine Leiter-lehnen setzen zum Dach hinauf. Auch neue Dachlatten und Weidenbüschel lehnten an der Wand. Der Strohd-ecker hatte seine Arbeit vorbereitet, die in der nächsten Woche beginnen

sollte. Wenn das alles so belassen war, dann — denkte dem Schuster — wäre es keine Kunst, so nach-schlagenden Stunde die Leiter hinauf-zusteigen, etliche Strohsägen vom Dach loszureißen und bei dem Koch-einzuwerfen zu — den Kaiserbir-nen. Zwar raffelte der Ketten-hund aus dem Stadel und wollte an-schlagen, als er aber den Krisel er-kannte, der das Tier die Woche über oft freundlich gestreichelt hatte, schwieg er und ließ den Nachtwan-der passieren. Ein paar Minuten später war dieser im Dachboden, wo er einiges Vorknirschen vermeiden konnte, bis er die Kerze anzündete. Sie in einen Schaud steckte, um aus seinem Taschenloch ein Säcklein zu formen und Birnen hineinzutun. Es hatten nicht ein Dutzend drin Platz, so groß waren sie, er füllte auch noch die Korbflaschen, doch tat's ihm leid, nicht mehr unterbringen zu können. Ein paar Birnen hatten just in der Hofentasse Raum, und wenn auch nach der Schweinschlagel unterzu-bringen wäre... Er knietete sich, um, einmal bei der Arbeit, an sich zu bringen, was das Zeug hielt. Da war ihm, als hätte er unter seinen Füßen im Haus ein Geräusch ge- hört. Mit der größten Gelenkigkeit, die ein Schuster entwickeln kann, froh er durchs Loch und floh dahin, woher er gekommen.

Als der Krisel mit seinen Schätzen durch den Wald hinausging, fiel ihm etwas Komisches ein. Es fiel ihm ein, er sei ein Dieb, der gerade in ein Bauernhaus eingebrochen und dort Sachen entwendet hätte. Num-mers Jeug! Ein Dieb. Da müßte er doch selbst etwas davon wissen, müß-te den Willen dazu gehabt haben. Er wollte doch um Gottes willen kein Dieb sein, hatte nur zum Scherz dem geizigen Bauern ein paar Birnen und ein paar Würste entlehnt, damit er sich morgen recht ärgern soll. Da durchfuhr es denn Krisel plötzlich wie heißes Eisen vom Scheitel bis zur Sohle. — Die Kerze! Die Kerze brennt ja im Dach-boden auf dem Strohschub und steckt in einer Stunde den Hof in Brand! — Einen Augenblick stand der Schuster starr, dann die nächste Bewegung: fliehen, damit sie den Brandstifter nicht erwischen. Aber das kam nicht auf in ihm. Die Win-del warf er an den Driehahnbaum und lief stolpernd, so gut es geben konnte, durch den Wald zurück zum Dreihahnhof zu, um die vergessene Kerze auszulöschen. Er dachte nichts als das eine, ob er noch früh genug kommen würde. An den Stämmen stieß er sich Beulen, ohne es zu merken. Endlich auf dem Feldrand — siehe, das Tal ist noch dunkel, dort liegt der Hof wie eine unbestimmte Masse. Die Leute sind gerade im ersten Schlaf, sie können jännerlich verbrennen — allseitiger Gott! Er läuft über die Felder, jeden Augen-blick erwartend, daß die Lohse auf- steigen wird über dem Dachziegel. Endlich steht er am Gebäude, wo die Leiter lehnt. Aus der Dachluke bringt kein Schein. Oder doch? Ist's nicht, als ob ein röthliches Knäuelin hervorsiege? Wie er über die Lei-ter gremelt, weiß er nicht, er ist im hell erleuchteten Dachraum, der Strohschub steht in Flammen. Eine Stuhlpauk reißt er von der Stange, wirft sie über den Schaub und wirft sich selbst auf die Haut, um so das Feuer zu erlösen. Im Haus haben sie es schon wahrgenommen und pol-tern von den Stuben und Kammern herauf mit Laternen. „Ein Dieb, ein Einbrecher!“ schreien die Nachts, dringen durch den Rauch heran und packen den Schuster. Die Flammen sind erloscht, doch wie der Dreihahn-bauer herbeikommt in seiner weiter-bläbenden Nachthose und den Schu-fer sieht, da wird er weitend. Nichts sieht oder nicht achtet er die Brand-wunden, die der Krisel an den Hän-den und am Hals hat, an den Weis springt er ihm, jetzt ihm die Arme an die Seiten, stößt ihm die Fäuste ins Gesicht: „Ich will dir dein breit-drucktes Gesicht einmal auseinander-lügeln, du Kahl! Du hast mir Bir-nen gestohlen! Wo ist der Schweins-schlagel? Du Galgenstrick!“ Der Schuster vermochte kaum seine Augen zu schließen und war noch froh, daß ihn ein Knacht an den Weinen sagte und so die Stiegen hinabzog, wobei der Kopf an den Stufen tüchtig geklappt hat. Nieber war ihm das doch als die schrecklichen Fäuste des Wirters, die ihm die Nase platt geschnitten, die Zähne ein-geschlagen haben mußten, so über-stürmte das Mut sein Gesicht. Alles im Haus war auf und schlatterte in Nachtgewändern umher, in der Küche brannte am Haken ein Keuch-schwanz, dorthin schleppte man den Schuster und schickte sich an, ihn zu schlachten. — Das Haus hatte er an-gucken wollen! Aus Überhoff, weil der Dreihahn die Andra heiratet! Das war die Meinung im ganzen Haus. Als der Schuster, in den Dordwinkel hingekleubert, diesen Vorwurf hörte, begann er sich zu verteidigen und erzählte in zerris-senen Worten den Hergang. In den Dachboden sei er eingestiegen, um einige Birnen zu nehmen, dann habe er auch Würste und den Schweins-schlagel mitgetragen. „Und hast Feuer gelegt, damit der Diebstahl

nicht auffommen soll!“ schrie der Dreihahn drein. „Das ist nit wahr, das ist nit wahr!“ beteuerte der Krisel und rang die Hände verzweifelnd. „Nur meine Kerze habe ich vergessen. Und wie mir im Wald einfällt: sie brennt noch und kommt ins Stroh, bin ich gleich zurück! Und Lab das Feuer noch können be-schützen. Aber tut's mich nur ein-sperrn, das verdien ich.“ Dann ließ er die weiteren Bisse und Schläge ruhig geschehen, als wären sie ganz selbstverständlich, und ballte selbst die Fäuste, um sich damit den Kopf zu zerhauen, so zornig war er auf den Dieb, der in ihm steckte.

Am nächsten Tag beim Gericht ging's ernst her, aber dem Schuster war's, als sei er im Himmel ver-gleichen der Mißhandlung im Drei-hahnhof. Bei der Dreifaltigkeit wa-ren die Bündel gefunden worden, das rettete ihn; denn er bewies unge-fähr die Wahrheit seiner Aussage. Der Richter sagte in wenigen Worten, was sich da ergeben: der Andreas Krisel sei zwar ein kleines Dieblein aus Genösigkeit; weiter gehe seine Verderbtheit nicht. Wo es um eine Feuersbrunst hergegangen, da habe er unbedenklich sein eigenes Leben in den Handel gesetzt. Er frage den Dreihahn, ob er dem Schuster die Unmündigkeit nicht etwa nachsehen wol-le, da ohnehin für jede Birne ein Pfennig über und für den Schweins-schlagel ein ausgelegener Zahn in Rechnung käme. Das Größere, dachte der Richter, würde dem Bauer wohl von selbst einleuchten. Dieser brach neuerdings in Klägerei aus über diese Zumutung und begehrte für den armen Sünder, wenn schon nicht den Galgen, so doch mindestens zwanzig Jahre Kerker.

Der Richter gab dem Schuster ein vierzehntägiges Klotter, und als der vorüber war, brach für den Krisel eine andere Zeit an. Die Leute hatten den Fall viel bedacht und be-sprochen, und nun erschien es ihnen so, als sei der arme Krisel erwiele-nermaßen ein besserer Mensch als mancher andere, der nie eine Birne gestohlen und auch nie seinen Leib aufs Feuer geworfen habe für das freilich von ihm gefährdete Gut eines andern. Und etliche meinten, daß die Robheit des reichen Dreihahn-bauers viel schlimmer sei als die Liebelei des Schusters. Dieser Mei-nung war auch die Schwideldochter Andra. Sie ließ dem Bauer sagen, er möge in seinen neuen Bräutigams-schleien, wenn sie ihm überhaupt nicht so schlecht wären, seiner Wege gehen, sie heirate nicht. Allerdings hat sie auch nichts davon verstanden lassen, daß sie den Andreas Krisel heiraten würde. Soviel aber hat sie vor fur-zem angedeutet, daß es ihr just keine Unmöglichkeit dünkte, sich an sein „breitdrucktes“ Gesicht zu gewöhnen.

Gastmahl bei den Estimos.

Dem authentischen Berichte eines englischen Nordpolfahrers entnehmen wir folgende Beschreibung eines Gast-mahles bei den Estimos: „Den ersten Gang bildete ein Klumpen zu-hammengestorener Fische, ganz frisch aus dem Wasser gezogen, wie die Natur sie gibt. Wir jagten anfangs, indessen, um unsere Wirte nicht zu beleidigen, hatten wir ein Stück von diesem Gericht ab und verzehrten es nach dem Beispiele der Eingeborenen. Nun kam der zweite Gang: Zwei Männer brachten ein Brett mit einer grünen Masse, wie ich nachher erfuhr, das noch nicht wiedergeäuete Moos aus dem Magen des Rindes, welches uns zu Ehren hatte sterben müssen. Den Frauen mündete diese Speise sehr — sie stopften sie, mit Walfischspeck gewürzt, handvollweise in den Mund. Den besagten Speck, welchen die Dame des Hauses selbst schnitt, konnten wir beim besten Wil-len nicht bezehren, so spöttlich uns auch unsere freundlichen Wirtheleute dafür ansehen. Als das Grünzeug vertilgt war, fuhr die Dame mit der Knöchigen Hand über das Brett, steckte dann diese Hand so tief wie möglich in den Mund, wodurch das bei uns geräucherte Walfisch erbeut wurde. Nun ward gekochtes See-hund- und Walrossfleisch auf das Brett gelegt, und wenn auch das Fleisch besser zu Sohlen an unsere Füße, als zur Speise für unseren Mund geeignet war, so aßen wir doch davon, was uns die fast verlorene Achtung der Tischgenossen wiederge-wann. Dann kam ein harter Gegen-stand, der in Würfel geschnitten und so verzehrt wurde; er schmeckte nach Kakao und war — Walfischhaut. Rentierfleisch und Walfischgauen bildeten das Dessert, denn der letztere steht bei den Estimos in demselben Range wie der Zucker bei uns. Je-der von uns hatte bei dieser Mahlzeit 5—6 Pfund Fett und Fleisch zu sich genommen.“ Chacun à son gout, was der Bauer nicht kennt, das ist er nicht, und unsere raffiniertesten Lederbissen sind anderer Art.

— Ueberhebung. „Aee, Du, was sich die Hertha einbildet, seitdem sie mit dem Lehrer verheiratet ist! Jetzt schreibt sie sogar schon orthographisch!“

Der Hund mit dem Gulden.

Von G. Hofmeister.

„Aber, Herr, wie können Sie be-haupten, daß mein Hund nicht mit gehört? Ich finde keine Worte!“ so rief der junge Referendar erregt, und seine Augen funkelten unheim-lich hinter den Ansehergläsern. „So? Sie finden keine Worte? Gut — dann wird es Ihnen um so leichter fallen, mir ruhig zuzuhören. Die Sache liegt so: hier der Wirt, Herr Lopperbauer, ist im Besitze eines Ignatiusguldens, einer außer-ordentlich und wertvollen Münze. Ich bin extra hierher ins Dorf gekom-men, um mit den Ignatiusgülden anzusehen und eventuell für meine Sammlung zu kaufen. Wenn er echt ist. Dann ist er nämlich eine hundertfünfzig Taler wert. Aber der Staud der Jahrhundertte hat sich so dauerhaft auf die Münze gelegt, daß ich nicht ohne weiteres ihre Echtheit konstatieren konnte. Wir la-gen uns also von der alten Dame da hinterm Büffet eine Portion Butter geben, schmieren die Münze damit tüchtig ein — da springt uns der Gulden aus der Hand, und Ihr Hund —“

„Gestatten Sie“, unterbrach der Referendar, „mein Hund hat die Münze verschluckt, weil er sie für ein Stück Butterbrod gehalten hat. Der Fall liegt juristisch so: Ihrer Aus-sage gemäß gehörte der Gulden im Augenblick, wo er verschluckt wurde, weder Ihnen noch dem Wirt, er war also herrenlos. Gut. Nun gibt es im Bürgerlichen Gesetzbuch einen § 958, der lautet: „Der eine herrenlose bewegliche Sache in Eigenbesitz nimmt, erwirbt das Eigen-tum an der Sache.“ — Mein Hund hat die herrenlose Münze in Besitz genommen. Der Gulden gehört also jetzt meinem Hund, beziehungsweise mir. Sie sehen, ich kenne mich aus. Sie sind da mit Ihren vorläufigen Ansprüchen gründlich an den Un-rechten gekommen. Selbstverständ-lich liegt mir jede Absicht einer Ver-eicherung trotzdem fern. Ich möchte lediglich bemerken, daß Sie da ganz auf meinen guten Willen angewie-sen sind. Gestatte übrigens vorzu-stellen: Kammergerichtsreferendar Doktor August Sieburg.“ Dabei er-hob sich der junge Mann ein ganz klein wenig und führte mit nicht zu verkennendem Selbstbewußtsein eine minimale Verbeugung aus, über-zeugt davon, durch die Betonung sei-ner juristischen Qualität den Sieg in diesem Streite definitiv errun-gen zu haben.

Der andere erhob sich nun gleich-falls und sagte: „Sehr angenehm. Herr Referendar. Ich bin auch Zu-rist. Allerdings nicht im königlichen Dienst. Nur Rechtsanwält, Justiz-rat Tellmann.“

Kleine Pause. Dann sagte der Justizrat: „Aber es ist mir wirklich sehr angenehm, daß wir Kollegen sind. Nun können wir uns ja in akademischer Ruhe über den Fall unterhalten. Zu-nächst darf ich Sie wohl einladen, sich an meinen Tisch zu setzen.“

„Sehr liebenswürdig, Herr Zu-justizrat.“

„Und nun, Herr Kollege — Ihr § 958, der trifft hier allerdings nicht zu. Der hat nämlich noch einen Nachsatz: „Das Eigentum wird nicht erworben, wenn durch die Ver-süßergriffung das Aneignungsrecht eines andern verletzt wird.“ Na, und das ist doch wohl hier der Fall?“

„Allerdings, Herr Justizrat.“

„Sehen Sie, Herr Kollege, wir müssen uns da schon an den § 947 halten, der heißt ungefähr so: „Werden bewegliche Sachen miteinander dergestalt verbunden, daß sie wesent-liche Bestandteile einer einheitlichen Sache werden, so werden die bishe-rigen Eigentümer Mitigentümer dieser Sache; die Anteile bestimmen sich nach dem Verhältnis des Wertes, den die Sachen zur Zeit der Verbindung haben.“ — Die Sach-lage ist also ganz einfach die: von dem Augenblick an, wo Hund und Münze sich verbinden, existiert kein Hund mehr und keine Münze mehr, sondern nur noch ein juristisches Ganzes: Münze + Hund. Ich war also ganz im Recht, wenn ich vorhin behauptete, daß Ihr Hund nicht mehr Ihnen gehört. Was ist Ihr Hund wert?“

„Ich habe damals fünfzig Mark für ihn bezahlt.“

„Gut. Die Münze ist vierhundert-fünfzig wert. Ergo haben Sie an der Verbindung der beiden Objekte zehn Prozent Anteil, ich neunzig Prozent. Ich, als der bei weitem größere Anteilhaber bin befugt, das juristische Ganzes in Verwahrung zu nehmen.“

„Aber Herr Justizrat, ich kann mir doch nicht meinen Hund weg-nehmen lassen! Ich stehe allein, habe keine Anwandlung, dieser kleine süße Kerler, mein Hund, das ist das einzige treue Wesen, das ich auf der Welt besitze. Tausend Kunst-stücke habe ich ihm beigebracht, nicht

für eine Million wäre er mit-teil.“

„Gardon, Herr Kollege, Liebha-berwerte sieht das Zeug mal nicht vor. Nur reelle Werte. Sie haben für Ihren Hund nicht eine Million bezahlt, sondern fünfzig Mark.“

„Aber mein Lieber, verzeih mir Herr Justizrat, so lieben wir doch endlich die trockene Paragraphengelehrsam-keit beiseite! Fühlen Sie denn mal, daß hier warmes rotes Leben pul-siert? Ich habe das Tierchen so lieb, wie Sie Ihre Kinder haben! Ich hänge an dem braven kleinen Biest. Es ist mein einziger wahrer Freund. Sie werden mir doch nicht im Ernst das liebe, treue, lebendige Tier wegnehmen wollen wegen einer lumpigen, toten alten Münze!“

„Umig, Herr Kollege? Jehn-mal! Soviel wert als Ihr Herr Hund!“

„Jehmal! Soviel — ja — — halt! — Jetzt hab' ich Sie aber, Herr Justizrat! Jehnmal! Soviel wert — wenn sie echt ist! Aber Sie wis-sen ja noch gar nicht, ob sie echt ist! Wieviel ist denn die Münze wert, wenn sie nicht echt ist?“

„Gut — Herr Kammergerichts-referendar; ein Einwand, der sich hö-ren läßt. Ich habe dem Wirt die Münze noch nicht bezahlt. Eigent-lich gehört sie noch ihm. Insbesondere, wenn sie nicht echt ist. Und dann würden Sie die größere Ver-kaufsumme besitzen, Herr Referendar. Kann können Sie das „juristische Ganzes“ in Verwahrung nehmen.“

Der Gastwirt und Detonon Anton Lopperbauer, der bis dahin dem Gespräch der gelehrten Herren als stummer Zeuge gelauscht hatte, griff jetzt in die Unterhaltung ein: „Aee, ree, Herr Justizrat! Der Gulden ist echt! Da is nicht jet zu wol-len!“ Klump im Ausdruck, aber energisch in der Form und im Ton, verteidigte er seinen Anspruch auf die Summe von vierhundertfünfzig Mark als Äquivalent für den ver-schwundenen Ignatiusgulden. „Ja, ja“, schmeigte der Justizrat, „bei aller Sympathie für Sie und Ihren Dogmatiker — eine recht unerwün-schte Situation! Entweder wir be-trachten die Münze als unecht, dann ist Herr Lopperbauer nicht einver-standen; oder wir betrachten sie als echt, dann muß ich Sie bezahlen, ohne sie zu bekommen, damit bin ich nicht einverstanden; dann müßte ich Ihnen den Hund wegnehmen, damit sind wieder Sie nicht einverstanden. Aber ich sehe keine andere Lösung. Warum passen Sie auch nicht besser auf Ihren Hund auf!“

„Mit dem gleichen Rechte könnte ich Sie fragen: Warum passen Sie auch nicht besser auf Ihre Münze auf?“

„Wir ist das Malheur ja nicht passiert. Der Wirt war so unge-schickt!“

„Was? Jetzt soll ich noch Schuld haben?“ schrie Meister Lopperbauer und ließ seine schwelge Rechte auf den Tisch fallen. „Was geht'n det alles mir an? Ich seh in die Stadt bei mein Rechtsanwält, id will meine hundertfünfzig Taler haben, und wenn id bis ant Reichsgericht muß!“

„Und ich behalte meinen Hund bei mir, Herr Justizrat; will doch einmal sehen, wer mich daran hin-dern wird!“ rief der Referendar. Dabei nahm er eine drohende Hal-tung an, wie sie die Tiermaler der Löwin geben, der ihr Junges ge-raubt werden soll.

„Und ich“, sagte der Justizrat be-trübt, „ich sehe, daß aus dem juris-tischen Ganzen, Gulden und Hund ein Klattenkonk von Prozessen ent-schieden wird. Unsere berühmtesten Professoren werden sich monatelang die Köpfe zerbrechen.“

Da trat die alte Großmutter Bri-gitte ins Gastzimmer; hinter ihr schlich geklinktes Gantpes der An-stifter des Streites, der Terrier Gans, mit dem sie vor einer halben Stunde, als der Pant anhub, unbe-dachtet die Stube verlassen hatte. In der linken Hand hielt Großmutter Brigitte eine blaugeschmückte Sil-bermünze. In der rechten trug sie ein kleines leeres Fläschchen mit der Aufschrift „Münzöl!“

„So — da wär' dat Ding wie-ler!“ sagte sie schlicht und einfach und legte den Gulden auf den Tisch.

„Echt war er nicht, der Gulden. Aber der Justizrat hat ihn trotzdem gekauft, zum Andenken an den in-teressanten Fall. Zur zwei-Gold-stücke. Er hing ihn im Konfulta-tionszimmer neben dem großen Schreibtisch an die Wand. Ab und zu, wenn besonders komplizierte Fälle vorkommen, schaut der Justiz-rat nach der Silbermünze. Dann wird aus dem falschen Ignatiusgul-den ein echter Talisman. Im Jüger dieses Talismans steigt über Biederthugheit und Attemweisheit ein seltener Gast im papierernen Reiche der Paragraphen: der ge-fundne Menschenverstand!“

— S i c h e r e s K e n n z e i c h e n.
Diener (zu einem Wäutiggen seines Herrn): „Haben S' nur keine Angst! Dere Herr wird ganz gewiß bald heiraten; er lernt schon seine Schul-den auswendig.“